

CLAUDIUS CRÖNERT

Die Aufrechte

ROMAN

AUS DEM WIDERSTAND



 GMEINER

CLAUDIUS CRÖNERT

Die Aufrechte

CLAUDIUS CRÖNERT

Die Aufrechte

ROMAN

AUS DEM WIDERSTAND

GMEINER



Immer informiert



Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie
regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @Gmeiner.Verlag

Instagram: @gmeinerverlag

Twitter: @GmeinerVerlag

Besuchen Sie uns im Internet:

www.gmeiner-verlag.de

© 2022 – Gmeiner-Verlag GmbH

Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch

Telefon 075 75 / 20 95 - 0

info@gmeiner-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd

Herstellung: Mirjam Hecht

Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Fotos von Felicitas von Reznicek
aus dem Nachlass der Familie

ISBN 978-3-8392-7307-4

Einige Figuren des Romans und auch Teile der Handlung sind frei erfunden. Hier sind Ähnlichkeiten rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Prolog

Auf diesen Brief hatte Fee fast zwei Wochen gewartet und am Ende kaum noch mit ihm gerechnet, doch nun war er da, ein hellblauer Umschlag aus rauem Papier, die Adresse mit der Maschine geschrieben. Man konnte sie kaum lesen, so blass war das Farbband: »Frl. Felicitas v. Reznicek, Wilmsdorfer Straße 94, Berlin-Charlottenburg«. Absender war die *Entnazifizierungskommission für Kunstschaffende*, ebenfalls in Charlottenburg, Schlüterstraße 45. Eine der Typen, das L, war am Hebel verrutscht, sodass der Buchstabe höher ansetzte als die anderen, was den Eindruck des Selbstgestrickten im Schriftbild verstärkte. Vor fünf Jahren, mitten im Krieg, hätten Beamte einer deutschen Behörde schnurstracks den Mechaniker kommen lassen, damit er den kleinen Fehler behebe. Aber es war nichts mehr wie vor fünf Jahren.

Mit dem Brief in der Hand stellte sie sich an ihr Wohnzimmerfenster, drehte den Messinggriff in die Waagerechte und zog es auf. Die Sonne schien herein, es war leidlich warm, ein paar Wolken wanderten gemächlich über den Himmel. Auf beiden Seiten des Hofes gab es keine Häuser mehr, kaum noch Mauern, links war überhaupt nichts stehengeblieben, rechts ein Steinskelett mit einem Berg aus Schutt zu seinen Füßen, auf dem drei Jungen in kurzen Hosen herumkletterten und dabei Staub aufwirbelten. Es hieß, die Eigentümer wollten ihr Haus neu aufbauen, wenn es wieder Banken und Kredite gab und man Handwerker fand. Kein Mensch wusste, wann das sein würde.

Der Rest der Nachbarschaft bis hinunter zum Kurfürstendamms war kahl, eine Wüstenlandschaft, die Steine waren abtransportiert, den Platz auf den Grundstücken hatten sich Löwenzahn und Brennnesseln erobert. Ihr Haus war als einziges stehengeblieben. Wie durch ein Wunder, pflegten die Leute zu sagen, aber das stimmte natürlich nicht, es war kein Wunder gewesen, sondern ein guter Einfall und dessen beharrliche Umsetzung. Fees Einfall. Auch ihre Sturheit. Gegen den Willen der Nachbarn, die ihr einen Vogel gezeigt hatten, hatte sie in der Zeit der Fliegerangriffe Holzfässer aufs Dach schleppen lassen und dafür gesorgt, dass sie stets voll waren. Als die Bomben dann einschlugen und es brannte, waren sie die Einzigen gewesen, die löschen konnten, wenn auch nur mit einem langen Gartenschlauch. Fee hatte damals erkannt, dass das größte Problem bei Treffern der Wassermangel war. Die Feuerwehr vermochte nichts auszurichten, weil alles Wasser schnell verbraucht war, und die Bewohner standen wie erstarrt vor ihren Häusern und mussten zusehen, wie sie niederbrannten. Also hatte sie vorgesorgt. Zum Dank hatte eine Nachbarin sie später bei den Russen angeschwärzt. Sie sei mit verschiedenen Parteigrößen wie etwa dem SS-Gruppenführer Artur Nebe gut bekannt gewesen. Eine Nazifreundin.

Sie legte den Umschlag auf das Tischchen am Eingang, wo ihr Telefon stand, und setzte Teewasser auf. Tee war eine Kostbarkeit in diesen Tagen, nur auf dem Schwarzmarkt zu bekommen, deshalb geizte sie mit den Blättern, die sie ins Sieb füllte. Lieber ließ sie ihn etwas länger ziehen, damit er nicht nur wie dunkles Wasser aussah. Zucker gab es nicht dazu, Milch auch nicht.

Vor einigen Monaten hatte sie, wenn auch mit Widerwillen, den amerikanischen Fragebogen ausgefüllt, hatte alle 131 Fragen mit einiger Sorgfalt beantwortet. Ihre Parteimitgliedschaft – *Frage 40. In der folgenden Liste ist anzuführen,*

ob Sie Mitglied einer der angeführten Organisationen waren und welche Ämter Sie dabei bekleideten – hatte sie angegeben, denn sie war davon ausgegangen, dass die entsprechenden Karteikarten in irgendwelche Keller oder Höhlen ausgelagert worden waren und die Bombenangriffe überstanden hatten. Inzwischen hatte sie gehört, dass mancher Kollege nicht so ehrlich gewesen war, seine Zugehörigkeit zu Partei und Organisationen verschwiegen hatte und inzwischen wieder arbeitete. Möglicherweise war sie zu naiv gewesen. Wie sollten die alliierten Beamten Millionen von Fragebögen überprüfen, bei denen jede einzelne Antwort mit deutschen Akten abgeglichen werden musste? Dafür hätte man ein ganzes Heer von Mitarbeitern gebraucht, und die Engländer zumindest, die inzwischen gemeinsam mit den Amerikanern die Bizone verwalteten, hatten andere Sorgen, zu Hause und in ihrem Empire.

Im Fragenbogen war kein Platz gewesen, um auf die speziellen Umstände ihrer Mitgliedschaft einzugehen. Wegen ihrer Auslandsreisen – *Frage 125. Zählen Sie alle Reisen oder Wohnsitze außerhalb Deutschlands auf (Feldzüge inbegriffen)*. *Frage 126. Haben Sie die Reisen auf eigene Kosten unternommen?* *Frage 127. Falls nein, auf wessen Kosten?* – hatte sie bereits mehrere Extraseiten beigelegt, das war ihr wichtig gewesen, denn wer während des Krieges hatte reisen dürfen, der war verdächtig. Kein alliierter Beamter, hatte sie unterstellt, würde lesen wollen, auf welcher seltsamen Weise sie Parteigenossin geworden war. Außerdem hätte die Erklärung wie eine billige Entschuldigung geklungen. Und natürlich war sie Mitglied der Reichsschrifttumskammer gewesen. Jeder, der veröffentlichte, war das. Man konnte nur hoffen, dass die Alliierten das wussten.

Bei ihr hatte die Behörde von Anfang an stur nach den Regeln entschieden: Parteizugehörigkeit gleich Veröffentli-

chungsverbot. Trotzdem hatte sie eine Arbeit, sie schrieb für die Agentur *Reuters*, was sie einem alten Bekannten aus San Francisco zu verdanken hatte, Webster K. Nolan. Er habe viele Freunde und werde sehen, was er für sie tun könne, hatte er ihr geschrieben, als sie ihn vor etwa einem Jahr um Hilfe gebeten hatte; Informationen aus Berlin seien doch begehrt. Ein paar Tage später hatte sich *Reuters* telefonisch gemeldet, die im amerikanischen Sektor ein Büro betrieben. Voller Hoffnung war Fee dorthin gefahren. Inzwischen war sie ernüchtert. Sie hatte festgestellt, dass die amerikanischen Reporter den größten Teil der Arbeit selbst erledigten. Für sie, die deutsche Kollegin, fielen nur ein paar Krümel ab, bedeutungslose Termine, Randnotizen, für die sich die Amis zu fein waren. Das Honorar reichte hinten und vorne nicht. Obwohl sie kaum etwas ausgab, war das Geld immerzu knapp, deshalb musste sie endlich wieder Regelmäßigkeit in ihre Tätigkeit bringen, und das ging nur, wenn sie für deutsche Zeitungen schrieb. Zudem hatte sie ein Großprojekt im Kopf, eine mehrteilige Reportage über den Widerstand, die vielleicht dazu beitragen konnte, dass das allgemeine Bild von Deutschland ein wenig zurechtgerückt würde. Sie war erst Anfang 40. Kein Alter, um aufzugeben.

Im Gerichtsverfahren würde sie deutschen Bürgern Rechenschaft über ihr Leben in diesen zwölf Jahren ablegen müssen. Die Richter waren anerkannte Opfer des Faschismus, entweder ehemalige Inhaftierte oder Emigranten. Sie hatte Respekt vor ihrem Schicksal, aber die Frage war, was diese Leute von den Zugeständnissen wussten, die man für ein Überleben diesseits von Flucht oder Gefangenschaft hatte machen müssen. Kannten sie das Gefühl, das sich einstellte, wenn man immer weitermachte, während andere abgeholt wurden und man wusste, dass sie nie wiederkommen würden?

Der Tee zog noch, sie deckte eine Tasse mit der Untertasse ab. Ihr Porzellan hatte seltsamerweise alle Fliegerangriffe überstanden. Die Wohnungstür war eines Nachts durch den Druck einer Bombenexplosion herausgeflogen, die Fensterscheiben waren zu Bruch gegangen, aber das Porzellan im Schrank hatte nur ein wenig gewackelt. Sie begriff nicht, wie das möglich war. Hätte es gerne verstanden.

Die Vorstellung belastete sie, dass sie sich ein zweites Mal vor fremden Leuten für ihr Leben rechtfertigen sollte. Als sie über dem amerikanischen Fragenbogen gesessen hatte, war ihr der Gedanke im Kopf umhergegangen, dass auch die Sieger die eine oder andere Frage beantworten müssten. Sie hätte einige davon gerne dazugeschrieben, zum Beispiel: »Haben Sie je verfolgten Juden die Aufnahme in Ihr Land verweigert?« Oder: »Haben Sie oder Sportler Ihres Landes bei den Spielen 1936 den rechten Arm zum Hitlergruß gegen die Haupttribüne gereckt?« Oder als drittes: »Was hat Ihre Regierung unternommen, als Hitler im gleichen Jahr, 1936, Truppen der Wehrmacht widerrechtlich ins Rheinland marschieren ließ und Sie von deutschen Spionen wussten, dass er sich bei der geringsten militärischen Gegenwehr sofort zurückgezogen hätte? (Übrigens haben wir unser Leben riskiert, um Sie mit dieser Information zu versorgen.) Hätten Sie nicht den Anfängen wehren müssen, als wir es nicht mehr konnten?«

Sie hatte diese Fragen nicht gestellt und würde sie nie stellen. Die Stimmung war eine andere, wer auch nur einen Teil der Verantwortung anderswo suchte, galt als uneinsichtig, als ewiger Nazi. In diese Nähe wollte sie nicht gerückt werden. Also würde sie darüber Rechenschaft ablegen, ob sie als Autorin zu viele Zugeständnisse gemacht hatte. Das war das, was anstand. Ein Anflug von Bitterkeit stieg in ihr auf. Sie kämpfte das Gefühl nieder. Es sollte nicht ihr Leben bestimmen.

Der Brief auf dem Flurtischchen hatte lange genug gewartet. Sie holte ihn in die Küche und schenkte sich Tee ein. Er enthielt die Aufforderung, 1.206 Reichsmark an Gebühr zu entrichten. Wenn sie gezahlt hatte, hieß es in dem Schreiben, würde die Verhandlung vor der Schwurkammer am 28. Mai 1947 stattfinden. Sie hatte dieses Geld nicht. Natürlich konnte sie versuchen, sich welches zu leihen, und stellte sich vor, einen Bekannten um Hilfe zu fragen. Spielte es noch eine Rolle, so oft, wie man sich schon gedemütigt hatte für ein Stückchen Butter oder eine Scheibe Schinken, weil man nicht schon wieder Steckrüben ohne jedes Fett essen wollte? Doch, es spielte eine Rolle, und wenn sie diesen Weg nicht erneut gehen wollte, musste sie sich von dem letzten Wert trennen, den sie noch besaß: der Schmetterlingssammlung ihres Vaters.

*

Ihr Vater war im Sommer 45 gestorben, kurz nach Kriegsende und wenige Monate, nachdem er in das zerbombte Berlin zurückgekehrt war. Selbst in seinem dämmrigen Zustand hatte er damals erkannt, wie sehr die Stadt in Schutt und Asche lag, und die Hände vors Gesicht geschlagen. Sie hatten ihn in Stahnsdorf beerdigt, wo die Russen waren. Es war eine groteske Beisetzung gewesen, der letzte Akt im Leben eines Künstlers, eines Musikers. Den Leichenwagen hatten sie mit Benzin betrieben, das ihr Curt Riess, ein früherer Kollege, geschenkt hatte, der emigriert und als amerikanischer Leutnant nach Berlin zurückgekehrt war.

An der Zonengrenze hatte der zuständige sowjetische Offizier ihnen mitgeteilt, er habe neue Soldaten einer anderen Kompanie bekommen, für die er nicht garantieren könne, deshalb sei es besser, wenn die Frauen allesamt auf amerikani-

schem Gebiet blieben. Den Sargträgern riet er, alles ausziehen, was man ihnen abnehmen könne. So wurde Emil Nikolaus von Reznicek von Männern in Unterhosen zu Grabe getragen. An der Seite gafften feixende Rotarmisten, während Fee nur von Weitem zuschauen konnte. Ihr Halbbruder Burghard war gar nicht erst erschienen. Er lebte mittlerweile in Köln, die Reise, so hatte er ihr am Telefon erklärt, sei nicht möglich, er bekomme keine Genehmigung dafür.

Die elterliche Wohnung musste sie alleine auflösen, acht Zimmer, vollgestellt mit Erinnerungen und altem Mobiliar. Bücher brachten auf dem Schwarzmarkt nichts, Orientteppiche kaum mehr. Für das Klavier hatte sie Lebensmittel für ein paar Tage erhalten. Russische Soldaten hatten zwei Kleider und den Wintermantel ihrer Mutter gegen Butter, Speck, zwei Kilo Buchweizen und eine Flasche Wodka eingetauscht. Den größten Wert hatten Briefe gehabt, die Komponistenkollegen wie Hindemith, Alban Berg oder Richard Strauss an ihren Vater geschrieben hatten. Eine Zeit lang hatte sie davon gelebt, immer mal wieder einige dieser Briefe zu versilbern. Jetzt gab es nur noch die Schmetterlinge, beinahe 10.000 Stück in Schaukästen und Pappschachteln.

Sie sah ihren Vater vor sich, wie er sich in seine Sammlung vertieft hatte, während die Welt um ihn in Trümmer fiel. Stundenlang hatte er die Präparate mit der Lupe betrachtet. Jedes der Tiere hatte er selber gefangen, in jüngeren Jahren war er auf der Jagd nach seltenen Exemplaren mit dem Netz durch die Alpen gelaufen, über Wiesen und Felsen und Schneefelder. Von ihm hatte Fee die Leidenschaft für die Berge geerbt. Ihr Vater kannte jede Schmetterlingsart, eine, die bis dato unbekannt war, hatte sogar seinen Namen erhalten. Seine Sammlung besaß einen Ruf unter Fachleuten und hatte Wissenschaftler interessiert. Doch nun war es vorbei. Ihr Vater war tot, und sie wollte weiterleben.

Es gab ein praktisches Problem: Der nächste Schwarzmarkt war zwar in der Nähe, am Bahnhof Charlottenburg, dennoch konnte sie die Schaukästen nicht dorthin transportieren, dazu waren es viel zu viele und sie waren zu sperrig und zu schwer. Ein Auto hatte sie nicht. Schließlich nahm sie nur die Registraturhefte mit, abgegriffene Büchlein mit schwarzem Ledereinband, in denen ihr Vater mit seiner feinen Frakturschrift jedes Stück seiner Sammlung festgehalten hatte. Nach einigen Stunden des Wartens und Anbietens fand sie einen Interessenten, einen etwas schmierigen Herrn mit gezwirbeltem Bart und einem Päckchen Camel in der Brusttasche, der am Ende nicht einmal selber zum Abholen kam, sondern zwei junge Burschen schickte, die die Schaukästen heraustrugen und auf einem Pferdewagen festzurrtten. 1.800 Reichsmark gaben sie ihr dafür, wie verabredet.

Am nächsten Tag zahlte sie die verlangte Gebühr ein. Ihre Zeugen hatte sie angeschrieben und der Kammer benannt, Doktor Pechel war zweifelsohne der wichtigste von ihnen. Pechel war ein Freund gewesen, er wusste viel über sie aus dieser Zeit und würde für sie sprechen. Seine Persönlichkeit und seine Aussage hatten wahrscheinlich so großes Gewicht bei den Richtern, dass sie das Urteil günstig beeinflussen würden. Inzwischen wurde ihr aber immer bewusster, dass es nicht um das Publikationsverbot ging, jedenfalls nicht nur. Es stand eine andere, viel gewichtigere Frage im Raum, und die hieß, ob sie zu sehr beteiligt gewesen war. Sie hatte lange auf die Verhandlung gewartet, jetzt grauste ihr davor. Fast noch schlimmer drohten die Wochen bis zu ihrem Beginn zu werden. Die alte Zeit war nicht vorbei, im Gegenteil, sie begann gerade wieder. Alles von vorn.

1. Kapitel

1.

Der 30. Januar 1933 war ein Montag, und Fee verbrachte ihn im Hotel *Adlon*. Genauso wie das gesamte Wochenende zuvor spielte sie Bridge. Ihre Mutter hatte ihr das Spiel bereits als Kind beigebracht, Fee hatte es im Laufe der Jahre immer weiter verfeinert, hatte sogar ein englisches Lehrbuch übersetzt, 1.000 Seiten, mit vielen Beispielen. Sie betreute die Bridgeecke in der *Vossischen Zeitung*, schrieb über Bietsysteme und Spieltechniken und gewann hin und wieder renommierte Spieler als Autoren. In der Redaktion war ihr, als sie von ähnlichen Vorhaben in Österreich und Amerika gelesen hatte, auch die Idee gekommen, einen internationalen Verband zu gründen. Sie hatte Adressen von Klubs aus England, Frankreich und Holland gefunden und sie angeschrieben, und ein Jahr später waren sie alle in Amsterdam zu einem Gründungswochenende zusammengekommen. Selbstverständlich gehörte ein jährliches Turnier dazu, es war geradezu der Clou an der Sache, an wechselnden Orten, in diesem Jahr in Berlin.

Sie ließ sich gegen die plüschige Lehne ihres Sessels sinken und betrachtete anhand einer Liste, was sie da organisiert hatte. Je vier Spieler aus den verschiedenen Ländern, dazu

vier aus ihrem Berliner Klub. Eine Menge Planung war vorausgegangen, unzählige Briefe, die sie alle selbst hatte tippen müssen, denn ihre Sekretärin konnte kein Englisch und erst recht kein Französisch. Fee aber war in ihrem Element gewesen. Sie hatte jedem Mitspieler den gleichen Brief geschrieben, selbstverständlich mit eigener Anrede. Formuliert in einer kameradschaftlichen Sprache, mit einem Wir-Gefühl.

Den Termin hatte sie an das Amsterdamer Turnier angelehnt und genau geplant, nicht zu nah an Weihnachten und Neujahr, aber weit genug von Ostern entfernt. Seit einem halben Jahr, seit dem Juli 1932, stand er fest und hatte damals so fern in der Zukunft gelegen, dass alle zugesagt hatten. Trotzdem war Fee bis zum Schluss einen Rest von Zweifel nicht losgeworden und hatte in stillen Momenten befürchtet, dass alles ausfallen würde. Gegen ihre Unruhe hatte sie sich ein Kleid nähen lassen, der Jahreszeit entsprechend aus Wolle, hatte sich sorgfältig angezogen und geschminkt und war reichlich früh ins Hotel gefahren. Dort trank sie in der Halle mehrere Könnchen Kaffee, bis schließlich eine Mannschaft nach der anderen eintrudelte, allesamt in Mäntel und Schals gepackt und trotzdem frierend. Die Westeuropäer hatte keine Vorstellung davon, was ein Berliner Winter war.

Ein eisiger Ostwind pff durch die Stadt, die Temperaturen lagen zwischen minus zehn und minus 15 Grad, auf der Spree trieben dicke weiße Eisschollen, aller Schiffsverkehr war eingestellt, die Seen zugefroren, und an den Straßenlaternen hingen Eiszapfen. Wer konnte, blieb zu Hause, alle anderen stapften steifbeinig durch die Straßen. Das Hotel war gut geheizt, und mit ein wenig Whisky für die Engländer und Holländer und dem einen oder anderen Cognac für die Franzosen wurde den Gästen auch innerlich wieder warm. Sie saßen auf den Sofas, redeten in verschiedenen Sprachen durcheinander und erzählten Geschichten von ihrem ersten

Zusammentreffen in den Niederlanden. Die Engländer, deren Team erneut von Colonel Beasley, einem Hauptmann aus dem Weltkrieg, angeführt wurde, hatten eine unnachahmliche Art zu scherzen. Ihr Geheimnis war, dass sie sich nicht nur die anderen Leute oder widrige Umstände vorknöpfen, sondern vor sich selbst nicht haltmachten. Unübertroffen dabei war ein Mann namens Domville, ein bärtiger Pfeifenraucher, vom König geadelt, sodass man ihn mit Sir Guy anzusprechen hatte. Bei solchen Temperaturen, erklärte er knochentrocken, würden britische Motoren definitiv nicht funktionieren. »Und deshalb gebe ich Ihnen das Versprechen, dass Großbritannien, falls es jemals wieder das Deutsche Reich angreift, das im Sommer tun wird. Der König ist strikt dagegen, dass seine Soldaten erfrieren.«

Die Mitspieler brüllten vor Lachen. Sir Guy schmunzelte und zog genüsslich an seiner Pfeife.

Als die Gruppe später in den Saal umzog, den Fee gemietet hatte, waren die Tische mit grünen Filzdecken belegt. Turnierleiter war ein Franzose, Monsieur Laplace. Sein Akzent war unüberhörbar, als er auf Englisch den Ablauf bekanntgab. Das Los wollte es, dass sie für die erste Runde mit den beiden Engländern an einen Tisch kam. Sie hatte besonders Sir Guy beobachtet. Wie beim letzten Turnier war sein Whiskyglas stets voller gewesen als das der anderen, und er hatte es schneller geleert und sich nachschenken lassen, und wie der Mann dasaß, in seinem Tweedsakko und mit gehäkelter Krawatte, die Pfeife in der einen, einen neuen Drink in der anderen Hand, stellte sie ihn sich in einem Herrenhaus irgendwo in Hampshire oder Wessex vor, mit Butler, Gärtner und Köchin, dazu zwei schwarze Jagdhunde und eine Frau mit näselnder Aussprache. Die halbwüchsigen Kinder besuchten wahrscheinlich ein altes Internat, auf das er selbst genauso wie sein Vater bereits gegangen war. Eines Tages

würden sie in die elterlichen Fußstapfen treten, so wie er seinen Ahnen nachgefolgt war.

Angesichts des Trinkverhaltens der Engländer ging sie davon aus, dass sie zusammen mit Krämer, ihrem Partner aus dem Berliner Klub, leichtes Spiel mit Sir Guy und dem Colonel haben würde. Selbstverständlich ließ sie sich nichts anmerken, im Gegenteil, während sie reizten, lächelte sie die Gäste freundlich an und machte höfliche Bemerkungen. Auch als sie ihren Irrtum erkannte, zeigte sie keine Regung. Sir Guy wirkte zwar entspannt, wenn er seine Karten aufnahm, aber er war hochkonzentriert. Und Colonel Beasley war nicht einen Deut schlechter.

Fee und Krämer verloren die erste Halbzeit. Die beiden Engländer schienen sich blind zu verstehen. Sie reizten ihre Kontrakte jedes Mal voll aus. Gleichwohl erklärte Sir Guy, Beasley und er hätten einfach Glück gehabt.

»*Fortune favours fools*. Im Laufe eines Turners schleift sich das erfahrungsgemäß ab. Deshalb müssen wir aufpassen, dass wir am Ende nicht Letzte werden.«

Fee hielt diese Aussage für blanke Koketterie. Auch Krämer winkte ab und entgegnete in seinem unbeholfenen Englisch, damit rechne er gewiss nicht. Er war ein Preuße durch und durch, in mittleren Jahren, mit Kurzhaarschnitt und Nickelbrille, ein Ministerialbeamter. Fee kannte ihn seit Langem und mochte ihn, weil sich hinter seiner Beamtensteifheit ein Moment von Großzügigkeit verbarg. Sie gewannen das dritte und vierte Spiel. Die Engländer verloren lächelnd. Sie reichten sich die Hände und sprachen Gratulationen aus.

Fee hatte sich vorgenommen, im Laufe des langen Wochenendes mit jedem der Mitspieler ins Gespräch zu kommen, und suchte sich zu den Mahlzeiten stets einen anderen Tischherrn. Es gab nur zwei Frauen bei dem Turnier, neben ihr eine Holländerin, deswegen musste sie sich um Kontakt nicht bemü-

hen, die Männer kamen zu ihr, die Franzosen mit Handküssen und Komplimenten, die Holländer mit ihrer seltsamen Sprache und die Engländer mit ihrer ewigen Ironie. »Darf ich Sie für ein paar Minuten mit meiner Anwesenheit langweilen?«

Am Montagnachmittag beendeten sie die Spiele. Ein französisches Team hatte gewonnen, die Sieger nahmen den Applaus und die vielsprachigen Gratulationen entgegen. Nach und nach verabschiedeten sich die Gäste, holten ihre Koffer aus den Zimmern, knöpften die Wintermäntel zu, zurrten ihre Schals fest und machten sich auf den Weg zum Bahnhof. Vorher gaben sie sich alle das Versprechen, dass sie sich im kommenden Jahr in London wiedersehen würden. Fee hatte sich diesen Montag freigenommen. Als Gastgeberin blieb sie bis zum Schluss, und als ihr Blick im Hotel auf die Schlagzeile einer Abendzeitung fiel, las sie zwar, dass der Reichspräsident am Vormittag einen neuen Kanzler ernannt hatte, doch jetzt wollte sie davon nichts wissen. Für derlei Dinge war morgen Zeit. Diesen Tag sollten sie nicht verderben.

Die letzten Spieler, die aufbrachen, waren Sir Guy und Colonel Beasley, die sich einen Nachtzug nach Calais gebucht hatten, wo sie am nächsten Morgen die Fähre über den Ärmelkanal nehmen wollten. Zusammen traten sie durch das Portal des Hotels auf die abendliche Straße. Dort aber kamen sie nicht weiter. Vor ihnen stand eine dichtgedrängte Menschenmenge, allesamt mit dem Rücken zu ihnen, die Gesichter der Straße zugewandt.

»What's going on?«, fragte Sir Guy.

Er hatte seinen Mantelkragen aufgestellt, trug einen karierten Schal und dazu eine Tweedkappe, wie sie Arbeiter im Wedding aufzogen, nur dass sie bei ihm die Ausstrahlung eines britischen Adligen noch betonte.

Fee schob sich durch die Menge. Die Engländer, beide

ihre Koffer in der Hand, folgten ihr, wobei sie andauernd »Excuse me« oder »Sorry« sagten und oft beides zusammen. Obwohl der Abend längst angebrochen war, war es sehr hell, deshalb ahnte sie, was sie sehen würde, und als sie schließlich die erste Reihe erreicht hatte, war sie nicht überrascht. Ein Fackelzug, endlos lang. Braune Uniformen und Marschschritte. Publikum auf beiden Seiten der Straße, Gedränge, soweit man sehen konnte, ausgestreckte Arme. Das passte zu der Schlagzeile der Abendzeitung.

»Was bedeutet das?«, fragte Sir Guy.

Colonel Beasley schaute auf seine Uhr. Sie mussten zum Bahnhof Friedrichstraße und dazu die Linden überqueren. Doch das war schlicht unmöglich. Im Fackelzug gab es keine Lücke. Es war nicht zu erwarten, dass jemand für sie anhalten würde.

Fee stellte sich auf die Zehenspitzen. Der Aufmarsch reichte weiter, als sie blicken konnte, auf der einen Seite bis zum Brandenburger Tor, auf der anderen die Linden hinauf, und überall dichte Reihen von Gaffern. Die Berliner glaubten wahrscheinlich, dass es etwas umsonst gab, und dass sie, wenn sie den rechten Arm nur weit genug reckten, schneller drankämen. Die Tritte der schwarzen Stiefel knallten auf das Pflaster. All die brennenden Pechfackeln, die braunen Uniformen und Fahnen, dazu die schweigenden Marschierer, ihr kindlicher Ernst – die gesamte Veranstaltung hatte etwas Jungenhaftes. Eine Pfadfindertruppe in einem Ferienlager.

Als Sir Guy erneut fragte, was das zu bedeuten habe, erwiderte Fee auf Englisch: »Wenn diese Leute an der Regierung bleiben, dann bedeutet das früher oder später Krieg.«

»Werden sie an der Regierung bleiben?«

»Natürlich nicht.«

2.

Sie fuhr mit der Elektrischen nach Hause und fand die elterliche Wohnung hell erleuchtet. Im Flur, im Wohnzimmer, in der Küche, überall brannten die Gaslampen. Mehrere Öfen waren geheizt, es war warm. Sie hörte Stimmen, und als sie ins Esszimmer trat, saß die gesamte Familie dort, auch ihre Brüder Burghard und Emil. Beide hatten eigene Hausstände, aber Burghard war seit einigen Monaten zum zweiten Mal geschieden, und um Emils Ehe schien es auch nicht zum Besten zu stehen, weshalb sie sich regelmäßig bei den Eltern aufhielten.

»Gut, dass du kommst, Fee«, sagte ihr Vater. Seine Stimme, weich und liebevoll, hatte sie als Kind immer an einen Mantel denken lassen, der sie umhüllte. Die Familie, genauso wie alle Bekannten und die Musikwelt, nannten ihn nach den Initialen seiner beiden Vornamen, Emil und Nikolaus, EN. Fee hielt es ein wenig anders. Wenn sie über ihn sprach, sagte sie ebenfalls EN, aber wenn sie ihn anredete, blieb sie bei dem alten Wort Papa. Er trug einen Winteranzug und Krawatte. Sein Kopf sah im Licht der Lampe gerötet aus, als hätte er sich aufgereggt. Neben ihm saß Fees Mutter in einem dunklen Kleid und mit einem Seidentuch um den Hals. Sie starrte auf die Tischplatte und auf ihre Hände, die dort lagen.

»Ja, gut, dass du da bist«, erklärte Burghard. »Heute ist der Abend der Geständnisse. Hast du überhaupt gehört, was passiert ist?«

Er war der Sohn der Mutter aus erster Ehe, EN hatte ihn adoptiert. Selbst im Sitzen überragte er, ein Kerl von einem

Meter 95, alle anderen. Auch mit Ende 30 hatte er sich sein sonniges Gemüt bewahrt, wozu die Tatsache beitrug, dass er durch seinen Vater eigenes Vermögen besaß und deshalb keine Geldsorgen kannte. Was er meinte, war ihr klar, die neue Regierung mit Hitler an der Spitze, eine Koalition aus Nationalsozialisten, Deutschnationalen und den alten Frontkämpfern vom *Stahlhelm*. Die Parteien der Mitte waren in die Opposition verbannt.

»Das war nicht zu übersehen. Trotz der Kälte schaut halb Berlin den braunen Pfadfindern zu. Fackeln haben sie jedenfalls genug.« Sie stellte ihre Tasche ab. »Was für Geständnisse?«

»Setz' dich erst mal«, forderte EN sie auf. »Wir halten hier eine Art Familienrat ab.«

Für gewöhnlich überspielte er konflikträchtige Situationen mit einem Scherz, aber diesmal war das anders. Ihr erster Eindruck stimmte, er wirkte erregt, also hatten sie sich bereits auseinandergesetzt. Keiner widersprach ihm, überhaupt wollte offenbar niemand reden. Auf dem Tisch stand ein Krug mit Wasser. Fee nahm sich das Glas von Emil, neben den sie sich gesetzt hatte, schenkte es voll und trank es in einem Zug aus. Nach dem vielen Alkohol mit den Engländern tat das Wasser gut. Sie goss das Glas wieder voll und leerte es ein zweites Mal.

»Jetzt bin ich soweit.«

Sie rechnete mit irgendeiner zum Drama aufgeblasenen Kleinigkeit. Dazu passte die Szenerie – die Familie an dem ovalen Tisch, das gelbliche Licht der Gaslampe, das sah irgendwie nach Theater aus, nach Oper, kurz bevor jemand mit seiner Arie ansetzt und das ausweglose Schicksal beklagt. Ihre Mutter schaute weiterhin ihre Finger an. Auf Fee wirkte sie traurig und auch dünner als sonst. Dabei hatte sie in der letzten Zeit ganz normal gegessen. Trotzdem waren ihre Wan-

gen eingefallen. EN starrte die Wand an, als stünde dort ein Geheimnis, das er ergründen wollte. Selbst Burghard, der sonst immerzu plapperte, hielt den Mund. Emil hatte die Lippen zusammengekniffen.

»Was ist nun?« Fee war ungeduldig. »Höre ich die Geständnisse? Oder wollen wir schweigen?«

»Berta?«, sagte EN und legte seine Finger sanft auf ihre Hand.

Fees Mutter streckte den Rücken, und mit einem Schlag war ihr seltsamer Gemütszustand verflogen. Nach guter alter Reznicek'scher Maxime riss sie sich am Riemen.

»Ich habe unserer Familie mitgeteilt, dass meine Mutter, also eure Großmutter, Jüdin war. Volljüdin, wie man heute sagt.«

»Oh Gott, wie furchtbar.« Fees Satz klang so ironisch, wie er hatte klingen sollen.

Burghard lachte auf. Fee wartete darauf, dass einer ihrer Brüder zu einem Kurzvortrag über das Thema Nazis und Juden ansetzte, aber das geschah zum Glück nicht. Jeder kannte diesen Hass, seit Jahren brüllten ihn die Naziführer in ihren Reden in die Welt, in ihren Zeitungen wiederholten sie mit nervtötender Penetranz, dass die Juden an allem Elend in der Republik schuld seien, und das braune Fußvolk setzte dazu die Fäuste ein.

»Wer glaubt denn, dass sich Hitler lange halten wird?«

»Ich glaube das«, sagte Emil. Seine erste Regung, seit sie da war, und der Satz klang so barsch, dass jeder Widerspruch zu Streit führen würde.

»Ich nicht«, sagte sie trotzdem. »Aber selbst wenn, haben diese Leute angesichts von Massenarbeitslosigkeit und sonstigem Elend nichts Besseres zu tun, als sich um eine tote jüdische Großmutter zu scheren? Sie werden nicht einmal von ihr erfahren.«

Keiner antwortete. Fee bekam den Eindruck, die anderen seien vor ihrem Eintreffen schon an dieser Stelle gewesen. Sie wandte sich an ihre Mutter. »Du hast doch immer gesagt, deine Eltern seien Calvinisten gewesen.«

»Das waren sie auch. Die Familie meiner Mutter ist konvertiert, als sie ein kleines Kind war.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass das für die Nazis irgendeine Bedeutung hat.«

»Emil«, sagte EN, »du bist dran.« Das war ein Befehl, recht streng und deshalb untypisch für ihren Vater. Er hatte Emil nicht einmal angeschaut.

»Ich bin Mitglied der NSDAP.«

»Wie bitte?«

»Ja. Und deshalb muss sich niemand von euch Sorgen machen. Ich schütze euch, wann immer es notwendig sein sollte.«

Ihr Mund stand offen. »Seit wann?«

»Knapp zwei Jahre. 1931 bin ich eingetreten. Ich bin auch in der SS.«

Emil war dunkelhaarig, er hatte einen gedrungenen, muskulösen Körperbau. Er war fast einen Kopf kleiner als Burghard, gleichwohl war er der härtere, männlichere ihrer Brüder. Burghard war der, mit dem man über alles reden konnte, Emil dagegen der Schweigsame, manchmal Verstockte. Trotzdem hatte sie Emil immer mehr geliebt. Als Kind hatte sie ihn »Putz« genannt, weil er sich gerne schick angezogen hatte. Ihr kam der Gedanke, dass er der SS beigetreten war, weil er sich gerne in der schwarzen Uniform zeigen wollte. Aber das stimmte natürlich nicht. Er war nicht mehr der liebenswerte Junge von früher. Beinahe wirkte er fremd auf sie.

»Ich kann's nicht glauben. Du bist doch ein intelligenter Mensch. Hochintelligent sogar, haben sie das nicht immer in der Schule gesagt? Wie kannst du dich einer solchen Bande von Rüpeln anschließen? Das ist nicht wahr, oder?«

Mit einer knappen Bewegung klappte er das Revers seines Jacketts um. Eine Nadel kam zum Vorschein, ein Emailleabzeichen, das ein schwarzes Hakenkreuz auf rotem Untergrund zeigte.

In den letzten Jahren hatten sie nur selten über Politik gesprochen, es gab auch wenig zu debattieren, denn die Dinge hatten sich nicht verändert, der Reichspräsident war ein Greis, die bürgerlichen Abgeordneten bekämpften sich gegenseitig, die Nazis und Kommunisten prügeln sich auf der Straße. Angesichts der Wirtschaftskrise hatten die Reznicks, genauso wie die meisten ihrer Bekannten, andere Sorgen. Fee ging wählen – manchmal widerwillig, weil es so häufig war – und machte meistens ihr Kreuzchen beim Zentrum oder bei der DVP, der Deutschen Volkspartei. Sie war davon ausgegangen, dass ihre Familie es genauso hielt. Das war offenbar ein Irrtum gewesen.

»Was sagst du denn dazu?«, fragte Fee ihren Vater.

»Ich habe meine Meinung bereits geäußert«, erwiderte er.

»Und zwar ziemlich lautstark«, ergänzte Burghard.

Ihr Vater nickte. Offenbar hatte Fee eine handfeste Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn verpasst. Es tat ihr nicht leid darum, EN war kein Mensch, mit dem man streiten mochte, dazu war er zu weich, zu verletzbar, was dazu führte, dass man meistens klein beigab. Nicht nur ihr ging das so, sondern auch den Brüdern. Aber an diesem Abend war es offenbar anders gelaufen.

Fee ärgerte sich über Emil, darüber, dass er seine Parteimitgliedschaft so lange verschwiegen hatte, und auch über die Kälte, mit der er sie jetzt preisgegeben hatte. Wut machte sich in ihr breit. Ihr wurde warm, wahrscheinlich war sie auch rot im Gesicht. Aber sie würde sich nicht die Blöße geben und ihren Gefühlszustand zeigen. »Na gut«, sagte sie, »dann können wir ja jetzt ins Bett gehen. Ich bin müde.«

Keiner regte sich. Alle starrten wieder in die Luft, was Fee glauben ließ, sie habe noch mehr verpasst, und auch das sollte ein weiteres Mal zur Sprache kommen.

»Gibt's noch etwas?«

»Ja«, antwortete ihre Mutter.

»Und was ist das?«

»Emil benötigt einen ... wie heißt das Ding?«

»Ariernachweis«, sagte er.

»Ariernachweis?« Fee wiederholte das Wort und zog es dabei in die Länge, weil es so absurd klang. Obwohl sie wusste, was gemeint war, ließ sie es sich erklären, in der vagen Hoffnung, es wäre Emil peinlich, und er würde die Lächerlichkeit selbst empfinden. Immerhin war er so feinfühlig, dass er die Mutter nicht anschaute, als er ausführte, dass seine Partei dokumentiert haben wollte, dass es keine Juden in der Familie gab.

»Tolle Freunde hast du«, sagte sie. »Gratuliere.«

»Finde ich auch«, sagte Burghard. »Putz braucht seinen Nachweis übrigens nicht nur für eine oder zwei Generationen, sondern bis zur Zeit von Napoleon. Das ist der Standard bei der SS.«

»Ich heiße Emil. Nenn mich gefälligst auch so.«

»Oh, entschuldige.« Burghard lächelte fein. Fee sah voraus, dass er sich diesen Spaß nicht verderben ließ. »Also: Nicht Putz, sondern Emil braucht diesen Nachweis. Aber die Jahreszahl stimmt, nicht wahr? 1800. Oder ist es noch länger?«

»Spar dir deine bürgerliche Ironie.«

»Kinder, bitte«, mischte sich EN ein, »nicht schon wieder Streit. Dazu ist die Lage zu ernst.«

»Ich weiß auch nicht, was es da zu streiten gibt«, sagte Fee. »Die Fakten sind eindeutig. Du hast mütterlicherseits eine jüdische Großmutter. Und wer weiß, was auf deiner Seite war, Papa. Österreich-Ungarn, ich bitte euch. Böhmen,

Galizien, Moldau – da haben doch immer Juden gelebt. Und sich fortgepflanzt. Einige werden sich auch gemischt haben.«

»Ah, geh«, sagte EN in breitem Wienerisch. »Bei uns gab es ja nicht einmal Geburtsscheine.«

»Wie auch immer, es wird auf jeden Fall verdammt schwer, dass du 130 Jahre Ariertum nachweist.« Fee blieb in dem ironischen Tonfall ihres Vaters. »Das gilt für deine beiden Seiten.«

»Ich brauche das aber!« Emil schlug mit der flachen Hand auf den Tisch und stand auf. »Also helf mir dabei. Vergesst nicht, es ist auch zu eurem Schutz.«

Ohne ein weiteres Wort verließ er das Zimmer. Sie hörten die Wohnungstür schlagen. Eine seltsame Leere blieb zurück.

»Was machen wir nun?«, fragte ihr Vater.

»Er soll sich selber kümmern«, entgegnete Burkhard. »Ist schließlich seine Partei.«

»Ich fürchte, da machst du es dir zu einfach«, sagte ihre Mutter.

»Meinst du?«, fragte Fee. »Der Spuk ist doch bald wieder vorbei. Und wenn Putz nicht von selber austritt, schmeißen sie ihn eben raus. Das ist doch klasse.«

Niemand erwiderte etwas, das Gespräch erstarb wie ein Motor ohne Benzin. Es folgten noch ein paar Floskeln und ein paar höfliche Fragen nach ihrem Bridgeturnier, von dem Fee einen kurzen Bericht gab. Bald verabschiedeten sich die Eltern, erst die Mutter, die ins Bett wollte, nach ihr auch EN. Fee blieb mit Burghard zurück, der seit seiner Scheidung viel Zeit hatte.

Fees saß die Müdigkeit in den Beinen genauso wie im Verstand. Das Wochenende im *Adlon* war anstrengend gewesen. Sie gähnte, dabei fielen ihr die vielen Koffer der abreisenden Bridgespieler ein. »Vielleicht wäre es das Beste, wir würden allesamt für ein paar Wochen aus Deutschland verschwinden.

Wenn wir eine neue Regierung haben, kehren wir zurück. Das ist nicht mehr als ein langer Urlaub.«

»Und wo sollen wir deiner Meinung nach hin?«

»In die Schweiz. Es ist Mamas Land. Remarque lebt auch dort.«

»Dein Freund Remarque. Jemand, dessen Buch in 30 Sprachen übersetzt wurde. Wer kann sich mit dem vergleichen?«

3.

Am nächsten Morgen diktierte sie ihrer Sekretärin eine Glosse für die Bridgecke der *Vossischen*, ließ in ihren Text ein paar Scherze über Missverständnisse und Sprachverwirrung einfließen, erzählte von Eigenarten der Spieler aus anderen Ländern, beschrieb den einen oder anderen Trick, mit denen die Franzosen und Engländer ihre Gegner überrascht hatten. Als Alice das Blatt Papier aus der Maschine zog und Fee den Text Korrektur las, fand sie ihn gelungen. Nur zwei Mal stellte sie per Hand ein paar Wörter um. Ein neuerliches Abtippen war nicht nötig.

Seit drei Jahren war Alice mittlerweile bei ihr. Fee hatte sie eingestellt, als sie begonnen hatte, zusätzlich zum Journalismus die Geschäfte ihres Vaters zu führen. Dort fiel eine

Menge Korrespondenz an, jeden Tag gab es Post zu bearbeiten, stets mussten neue Konzerte festgelegt, die Vereinbarungen bestätigt und vertraglich fixiert werden, außerdem hatte sie die Abrechnungen zu prüfen. EN hatte sich nie um diese Dinge geschert, ihm war im Zweifelsfall eine neue Melodie im Kopf wichtiger als eine ausstehende Gage. Zu zweit hatten sie Ordnung in seine Dinge gebracht, wobei sich Alice ausgesprochen patent angestellt hatte. Sie ging ihre Aufgaben mit viel Schwung an. Sie war Anfang 20 und hatte dichtes schwarzes Haar, das ihr auf die Schultern fiel und ihr rundes Gesicht umrahmte.

Über Politik sprachen sie nie, auch an diesem Morgen nicht, obwohl er anders war als die anderen. Marie, die Haushälterin, klopfte und brachte Tee. Fee diktierte noch zwei Briefe für EN, die er unterschreiben musste. Er schlief um diese Zeit noch. Alice musste auf ihn warten, bevor sie die Briefe zur Post bringen konnte, während Fee ins *Ullsteinhaus* in der Kochstraße fuhr, den Artikel für die *Vossische* in der Tasche. Sie hätte ihn per Telefon durchgeben können, doch da sie für mehrere Blätter des Verlages arbeitete, bemühte sie sich, an den Redaktionskonferenzen teilzunehmen. Dort wurden die Aufträge vergeben, ein Bericht über eine Modenschau am Kudamm oder über einen Empfang beim Tennisclub *Rot-Weiß*, vielleicht auch mal nur die Vorankündigung eines Konzerts oder 30 Zeilen über eine defekte Oberleitung, die die Elektrische zum Stehen gebracht hatte.

Im *Ullsteinhaus* hatte sich etwas verändert, das empfand sie, sobald sie eingetreten war. Es herrschte eine seltsame Stille. Die übliche Geschäftigkeit war verflogen, die Leute gingen stumm aneinander vorbei, niemand blieb auf ein Schwätzchen stehen oder rief eine Neuigkeit über den Flur. Viele Mitarbeiter trugen plötzlich Nadeln am Revers, die gleichen wie Emil, mit schwarzem Hakenkreuz auf rotem Emaille-

grund. Wie ihr Bruder hatten auch die Ullsteinleute sie bis dahin offenbar auf der Rückseite ihrer Jackenkrägen versteckt gehalten.

Fee hatte sich seit Langem gefragt, wo die vielen NSDAP-Wähler herkamen, 35, fast 40 Prozent bei der letzten Reichstagswahl. Mehr als jeder Dritte war für die Braunen, aber sie kannte keinen Einzigen davon. Zumindest hatte sie das geglaubt und war davon ausgegangen, dass die Nazis ihre Anhänger vor allem in der Provinz hatten, irgendwo im tiefsten Schlesien oder bei ostpreußischem und bayerischem Landvolk. An diesem Morgen erkannte sie ihren Irrtum. Sie hatten sich im Verborgenen gehalten, hatten ihre Meinung nicht geäußert, waren nie aufgefallen. Ein Geheimbund. Was diese Leute wohl machen würden, wenn ihre Zeit vorüber sein würde? In welches Loch würden sie sich verkriechen?

Im Treppenhaus begegnete sie einem Betriebsrat des Verlages, einem Mann namens Lissen, der einen buschigen Schnauzbart trug und nie einen Hehl daraus gemacht hatte, dass er SPD-Mitglied war. Er blieb stehen.

»Fräulein von Reznicek, auf ein Wort.«

»Bitte.«

Er hatte dunkle Augen und schaute ihr ins Gesicht. »Lassen Sie mich ganz direkt fragen: Gehören Sie auch dazu?«

»Zu den Braunen?«

»Ja.«

»Sicher nicht.« Sie überlegte, wie vielen Leute er seine Frage an diesem Morgen schon gestellt haben mochte. Fast wirkte es, als machte er innerhalb des Verlages eine private Erhebung.

»Dann bin ich beruhigt«, erwiderte er und schmunzelte. »Ich gebe der neuen Regierung ein paar Wochen, bestenfalls drei Monate. Die Vorgänger haben auch nicht länger gehalten. Und wissen Sie, was hier dazukommt? Die Partner passen